

Nr. 141. Bromberg, den 23. Juni 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von Fritz Mauthner.

(9. Fortsetzung. ——— (Nachdruck verboten.)

Spät dämmerte der klare Wintertag herauf. Anton wurde aus seinem Morgenschlaf von hallenden Schüssen geweckt. Drüben, wo es mit dem Aktiengebäude nicht schnell genug vorwärts gehen wollte, sprengte man Felsenstücke ab, um sie dem Boden gleich zu machen.

Die klare Sonne und der Anblick des gegnerischen Unternehmens brachten Anton vollends zu sich. Er hatte keinen Ruhetag mehr, seitdem der Bau drüben begonnen hatte und der Sturz von seinem Hause kaum noch abgewendet werden konnte. Was half es ihm, daß die Leiter der Aktiengesellschaft vieles falsch angriffen, daß sie Geld und Boden im großen verschwendeten, wie jetzt im kleinen die Dynamitpatronen: nur damit es lauter und öfter knallte. Er arbeitete ja mit fremdem Gelde. Sein Zusammenbruch war früher zu erwarten als der der Gegner, wenn ihm nicht binnen Jahresfrist Hilfe wurde. Und das war schwer. Er brauchte die deutschen Banken in Prag mit ihrem Gelde, er brauchte zu Hause die tschechischen Bauern mit ihren Rüben. Und beide hielten es unter der neuen Regierung für besser, wenn sie den deutschen Fabrikanten verließen.

Doch Anton wollte bis zum letzten Augenblicke kämpfen. So fuhr er auch heute bei einzelnen großen Rübenbauern umher, die entweder sich weigerten, neue Verträge mit ihm zu schließen, oder die geradezu kontraktbrüchig geworden waren und es auf einen Prozeß ankommen ließen. Wozu hatte man denn jetzt — so dachten sie — tschechische Richter?

Wieder war alle Mühe verschwendet. Ohne etwas erreicht zu haben, kehrte Anton in der frühen Abenddämmerung in seinem Schlitten nach Blatna zurück. Schon strahlte durch die kleinen Fenster zweier Bauernhäuser der Weihnachtsbaum. Als er vor dem Mauthause unter dem Schlagbaum hielt, trat plötzlich Katschenka aus dem Schatten hervor und wünschte ihm einen frohen Weihnachtsabend.

Anton faßte sich und erwiderte ruhig:

„Ich danke dir, ein einsamer Mensch kann nicht sehr fröhlich sein."

„So komm' zur Mitternachtsmesse!" rief sie mit fast keck blitzenden Augen, dann eilte sie fort.

Anton fuhr zur Fabrik, wo die Arbeiter schon entlassen waren und die Beamten ihn ungeduldig erwarteten. Rasch wurde die Bescherung für sie beendet. Die Männer fühlten sich unbehaglich neben dem trüben Fabriksherrn und eilten zu ihren Familien nach Oberndorf.

Als Anton allein war, versuchte er vergebens, die Weihnachtsstimmung in seinem Herzen zu erregen. Noch vor einem Jahr hatte er den Abend wenigstens mit seinen Freunden im Herrenstübchen verbracht. Sie hatten damals sich selbst verspottet, daß sie ihr Trinkgelage für einen Weihnachtsabend nahmen. Wie verlangte ihn heute nach den treuen Augen des Arztes, nach den begeisterten Versen des Lehrers und selbst nach der salbungsvollen Ansprache und der unvermeidlichen gotteslästerlichen Weihnachtsanekdote des alten Pfarrers. Nun waren sie versprengt, auseinandergejagt, wie eine Verbrecherbande. Sie waren ja Deutsche.

Stundenlang saß er noch an der Arbeit, rechnete und schrieb Briefe. Dann ging er nach alter Gewohnheit ins Wirtshaus. Der alte Stephan setzte ihm Karpfen, gebraten und gesotten, vor, weil's der heilige Abend war, Petr ging knurrend um ihn herum, weil Katschenka sich auch heute nicht hatte sprechen lassen. Anton beachtete weder das eine noch das andere, er beschenkte die Leute, wie es Gebrauch war, und kehrte bald nach Hause zurück.

Es war noch nicht zehn Uhr, er vermochte noch nicht schlafen zu gehen. Er holte aus seinem Kasten Hefte und Papiere, die ihn persönlich betrafen. Er las die Briefe, welche seine Mutter als Braut an den Vater geschrieben, als sie den festen Mann nach einem kurzen, schrecklich endigenden Jugendtraum gefunden und lieben gelernt hatte.

Eine milde, warme Leidenschaft sprach aus jeder Zeile. Und welches Glück atmete aus jeder Antwort seines Vaters. Anton vergoß heiße Tränen. Es war doch gut, daß der Begründer seines Hauses den Zusammenbruch nicht erlebte.

Er blätterte nun in den Briefen, die er einst im Österreichischen selber vom Vater erhalten hatte. Da war anfangs viel von Zaboj und Katschenka die Rede. Und die Warnung vor dem tschechischen Mädchen stand auch dort, wo ihr Name nicht genannt war; Anton vermochte in des Vaters Schrift nicht weiter zu lesen.

Er öffnete die Tagebücher, die er fern vom Hause auf Wunsch des Vaters geführt hatte. Das erste, was er erblickte, war ein getrocknetes Sträußchen von Reseda und Thymian. Er wollte dem Andenken seiner Eltern ein Opfer bringen und steckte es in Brand. Es duftete noch, als die Asche auf der Porzellanschale vor ihm verglomm.

Wo in dem Tagebuch der Abdruck des Sträußchens eingepreßt war, stand ein tschechisches Volkslied, das er aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben hatte.

Nun kniest du am Bache und spülest dein Linnen.
„Was trieb nur den Junker so eilig von hinnen?"
Er ging nach der Stadt zu viel schöneren Frauen.
„Ach müßt' ich am Finger den Ring nicht mehr schauen!"
Wenn nur dein Mütterlein nicht erfährt,
Was dir das dünne Ringlein wert!

Der Reif ist vom Finger im Bache verschwunden.
Du klagst um das Gold so viele Stunden.
Was weinst du so sehr um den Ring deines Knaben?
Dein Mütterlein wird man dereinst noch begraben.
Dann weinst du sicher noch viel mehr.
Wo nimmst du dann die Tränen her?

Anton sprang auf. Noch einmal möchte er das Lied von ihrer Stimme hören!

Es wurde so schwül in seiner Stube.

Natürlich ging er nicht zur Mitternachtsmesse! Was ging ihn die tschechische Predigt an? Doch in die frische Gotteslust mußte er hinaus, er würde sonst ersticken. Und die Orgel konnte er vor der Kirchentür spielen hören, die

gehörte auch ihm. Er lachte. Hatte doch sein Vater den größten Beitrag zur Anschaffung dieser Orgel gestiftet.

Er wickelte sich fest in seinen Mantel, als er in die Nacht hinaus trat. Der Frost war gebrochen und in großen, weißen Flocken fiel ein leichter Schnee vom grauen Himmel nieder. Langsam ging er das Städtchen hinunter. Die Fenster blickten dunkel aus den Häusern heraus, aber auf den hohen schneebedeckten Dächern flimmerte es, auf dem Ringplatz und unter den Lauben zogen Gruppen von verhüllten Männern und Frauen hinter glitzernden Laternen der Kirche zu. Anton wollte in dieser Stunde nicht erkannt werden und hielt sich zurück. Erst als der Ring wieder öde lag und die letzte Laterne im Kirchgäßchen verschwunden war, näherte er sich langsam dem Gotteshause.

Das Orgelspiel hatte schon begonnen; mit feierlicher Kraft drangen die Töne heraus. Anton blieb im Schatten des nächsten Laubenpfeilers stehen. Seine Aufregung hatte sich gelegt. Er lauschte.

Plötzlich hörte er dicht neben sich ein schweres Atmen. Er sah nur undeutlich eine Frauengestalt. Doch er hörte Katschenkas Stimme: „Ich danke dir!"

Sie schmiegte sich an seinen Arm und führte ihn mit sich fort. Anton folgte ihr willenlos. Er war froh, daß er sie gefunden.

Unhörbar schritten sie über den weichen Schnee, wie zwei Schatten, der Brücke zu. Vor dem schneebedeckten heiligen Nepomuk bekreuzte sich Katschenka.

„Mir ist so geheimnisvoll zumut," sagte sie, „ich möchte heute den Schutz aller Heiligen erbitten."

Sonst sprachen sie kein Wort miteinander. Nur jenseits der Brücke kicherte das Mädchen plötzlich auf und steckte ihm etwas in die Manteltasche.

„Einen Apfel von unserem Weihnachtsabend!" flüsterte sie und schmiegte sich fester an.

Dann eilte sie rascher vorwärts, sah sich ängstlich um und zog den zögernden Mann um das Haus ihres Vaters herum zu der Scheune. Entschlossen öffnete sie das knarrende Tor und ließ es hinter sich und Anton langsam zufallen.

Drinnen war vollständige Finsternis, kaum daß durch einige Ritzen des Daches ein verlorener Schimmer drang. Es preßte Anton die Kehle zu. Endlich ermannte er sich und sagte leise:

„Wozu diese Heimlichkeit? Wir können uns doch bei Tage sprechen."

Das Mädchen hing an seinem Arm und flüsterte: „Nein, hier! Sie hassen dich alle und dürfen es nicht wissen, wie ich dich liebe. Komm', Anton, wir wollen uns niedersetzen. Auf den Leiterwagen! Ich führe dich. Hinten in der Ecke steht eine Bank; aber dort fürcht' ich mich. Dort sind Waffen und Pulver und was weiß ich."

Ein leises Rasseln drang kaum hörbar aus der Ecke herüber. Katschenka rückte dicht an Anton heran und umschlang ihn mit ihren Armen.

„Hast du mich lieb, Anton?"

„Ja", flüsterte er. „Aber es . . ."

Sie ließ ihn nicht weiter reden.

„Küsse mich," hauchte sie.

Und unter heißen Küssen erzählten sie einander ihr Liebesleid. Sie sprach von den Qualen der Sehnsucht, die sie all die Jahre nach ihm empfunden, und, fortgerissen, gestand auch er, was er sich selbst niemals gestanden hatte, daß ihr Bild, das Bild des Kindes und der Jungfrau, unaufhörlich auf ihn lauerte und immer vor ihm stand, so oft die Sorgen zur Seite wichen und eine lichtere Stunde ihm glänzte.

Plötzlich unterbrach sie ihn:

„Wo hast du das Sträußchen?"

Und sie suchte in der undurchdringlichen Finsternis umsonst nach seinen Augen.

„Ich habe es bis heute aufbewahrt. Seit einer Stunde habe ich es nicht mehr."

„Du hast es weggeworfen!" schrie sie auf.

„Ich habe es verbrannt."

Sie jauchzte auf.

„Das ist der Zauber!" rief sie. „Nicht zerrissen, nicht weggeworfen! Verbrannt! Jetzt weiß ich, daß du mich lieben mußt! Immer!"

Sie küßte ihn und lachte. Dann holte sie den Apfel aus seiner Tasche, biß hinein, daß die Schale knirschte, und rief:

„Beiß' auch du hinein. Das gibt ewige Liebe. Was hast du, warum bist du so still? Du liebst mich nicht!"

„Ich habe dich lieb, Katschenka, doch ich kann nicht glücklich sein. Ich sehe kein gutes Ende für unsere Liebe."

„Kein Wort mehr," rief das Mädchen. Sie warf den Apfel fort, schlang beide Hände um seinen Hals, zog ihn zu sich nieder und sprach aufgeregt, während sie ihr Haar an seinen Mund preßte und mit beiden Händen in seinen Locken raufte:

„Kein Wort mehr, oder ich glaube nicht, daß deine Liebe so groß ist wie die meine. Du böser, böser Mensch, wie hast du mich gequält. Ich liebe dich, wie das Blatt den Baum lieben muß, an dem es lebt. Ich liebe dich mehr als mein Augenlicht! Und jetzt, wo ich dich in meinen Armen habe, bin ich gut und gescheit und lache all der erbärmlichen Dinge, die uns trennen wollen. Und wenn ich deine Sprache von deinen Lippen höre, dann ist sie mir die schönste auf der Welt. Nein, nicht die schönste, es ist die einzige. Glücklich die Dirne, der du in dieser Sprache zuflüsterst, daß du sie liebst. Und die Glückliche bin ich! Sag' es mir noch einmal, Mund an Mund, daß meine Lippen die süßen Laute von den deinen küssen."

Sie drängte ihren Mund zum Kusse, den Anton leidenschaftlich erwiderte.

„Ich liebe dich," flüsterte Anton. Dann riß er sich los, sprang vom Sitz herunter und stellte sich schweratmend vor sie hin.

„Ich liebe dich, Katschenka, und begehre dich zum Weibe. Keine andere als dich! Daß ich ein Deutscher bin und du eine Tschechin, daran sind wir unschuldig, und bei Gott, das ist kein Grund, dich nicht zu lieben. Konnte doch meine Mutter einen Mann aus deinem Hause lieben!"

„Deine Mutter, Anton? Ich habe sie nicht gekannt. Und du hast nie von ihr gesprochen!"

„Ich will dir nur ihre Lieblingsgeschichte erzählen. Sie geht uns an. Du weißt, daß es bei uns in Böhmen bald der, bald die Butter heißt, und oben im Bilatal sagen sie sogar das Butter. Stritten da zwei Bauern darüber, ob es der oder die Butter heißt. Im Eifer gingen sie zum Pfarrer, der sollte entscheiden. Der Pfarrer aber war gerade aus dem Bilatal, und darum sagt er: „Bei uns und in der Bibel habt ihr beide nicht recht. Es wird wohl richtig das Butter heißen." Und meine Mutter lachte niemals, wenn sie's erzählte. „So wird vor Gott vielleicht keiner von beiden recht haben," fügte sie immer hinzu, „weder der Deutsche noch der Tscheche. Es wird wohl richtig das Butter heißen.""

„Anton! Deine Mutter meinte, daß Tschechen und Deutsche einander lieben sollten? Machen wir den Anfang! Gehorche deiner Mutter!"

Wie aus der Ferne rasselte es in der Ecke, trotzdem kein Luftzug durch die Fugen des Daches kam.

„Katschenka, versprich mir nur eins! Versprich mir, daß du dein unweibliches Treiben aufgibst. Menge dich nicht mehr in den politischen Streit der Männer, lerne Achtung vor meinen Kämpfen, und ich will dich heimführen. Ich kann dir keinen Reichtum bieten, denn der Haß der Deinen richtet mich zugrunde. Doch ein helles Haus und ein Herz voll Liebe ist dir sicher. Wenn du als ein schlichtes Weib, das sich um den Streit der Männer nicht bekümmert, dich zu mir flüchtest, dann will ich gern dein Gefühl verschonen, will im Hause nicht sprechen von dem Kampfe, den ich mit meinem Volke gegen die Deinen führen muß. Und wenn du mir deine Lieder singst, werde ich dankbar lauschen."

Das Mädchen hatte seine Hände erfaßt und drückte sie an ihren Busen.

„Ich vergehe ja vor Sehnsucht, dein Weib zu werden!" rief sie. „Aber das Versprechen kann ich dir nur geben, wenn auch du aufhören willst, dich als Deutscher zu bekennen."

„Schweig'!" rief Anton erregt. „Schweig' von Dingen, die nur Männer angehen." Seinem Vater sprach er es nach, daß Frauen sich um Politik nicht zu kümmern hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Umweg zu Renate.

Skizze von Wilhelmine Baltinester.

Der Zug rollt. Häuser, Schornsteine, Wiesen, Wälder, Schornsteine mit Rauch und Schornsteine ohne Rauch. Öde, Öde, Öde.

Heino sitzt im Abteil und fühlt sich ganz durchschüttelt von dem Liebesschmerz, der ihn weggetrieben hat. Er reist, weil er unglücklich, weil er verzweifelt ist; aber er weiß auch, die Reise kann nicht helfen. Die schmerzliche Leere liegt nicht in der gewohnten Umgebung, nicht in der Stadt, die er eben verließ, die Leere ist in ihm. Sie kommt von dieser Liebe zu Renate. Es kann nicht helfen, dieses Fliehen vor der Verzweiflung. Er muß sie mittragen, wie er sein Gepäck mitträgt.

Zum tausendsten Male durchdenkt er diese nun ganz zu Ende gelittene Liebe für Renate. Fünf Monate Liebe. Unentwegtes Denken an sie. Fünf Monate waren Jubel und Verzweiflung eng miteinander versponnen wie ein Kranz von Rosen mit einem Dornengeflecht. So fing es an: Renate saß im Herrensattel, bog einen brennend roten Herbstzweig zu sich herab. Heino hielt im Vorüberreiten sein Pferd an und wußte: Diese Frau wird Stern und Schwert deiner nächsten Wochen werden! — Wenn wir anfangen zu lieben, wissen wir zumeist nicht, was daraus wird. Zwar fühlen wir oft die nahezu schmerzliche Gewalt einer echten Liebe, aber das ist oft nur Trug, denn es wird doch nicht mehr als ein Flirt. Diese Frau war die erste, von der Heino wußte, daß er für sie nur das große Gefühl der Liebe, nie das kleine des Flirts haben konnte. Ganz ohne Sentimentalität brach sie den glühenden Zweig. Sie nahm dieses Stück Schönheit, wie eine verwöhnte Frau im Vorübergehen einen hübschen Gegenstand kauft, vergnügt und mit dem selbstverständlichen Bestreben: das muß ich haben. Heino ritt ihr nach, so dicht, so ausdauernd, daß sie es merken mußte. Sie merkte es wohl auch, aber sie beachtete ihn nicht. Heino liebte sie, noch ehe er ihre Augenfarbe kannte. — Drei Tage später fand er die leidenschaftlich gesuchte Gelegenheit, sich vorzustellen. Schon bei ihrem ersten Worte wußte er, daß sie ihn von Anfang an als Flirt behandelte. Sie brauchte keine Liebe, sie wollte nur Flirt spielen, wie Bridge und Golf. Sie machte kein Geheimnis daraus. Und er, reif und in der Liebe erfahren, wollte diese Frau die Liebe lehren, wollte den Flirt veredeln, bis er das wurde, was da in seiner eigenen Brust laut hämmerte: Liebe, Leidenschaft, seelische Hingabe, Höchstes.

„Sie machen aus der Liebe einen tragischen Zustand, während ich es vorziehe, sie zu einem angenehmen zu machen!"

„Sie sind zu sehr Dame der Gesellschaft, Renate. Ein Herz ist kein Gegenstand wie Nippes! Es ist auch kein Tennisschläger, den man zum Spiel gebraucht!"

„O, wie ernst! — Sie haben eine Art, mir die Hand zu küssen, daß man meint, Sie würden im nächsten Augenblick aufschluchzen."

Tausend solcher kleinen Gespräche, zwischen Morgen und Mitternacht, zu Pferde, im Fond des Autos, in Tanzsälen, im Dämmer von Theaterlogen.

„Ihr Herz schweigt, wenn ich Sie küsse, Renate?"

„Es freut sich."

„Nur? Es freut sich so, als wenn es den Körper, der es umgibt, eben in einer tadellosen neuen Toilette wüßte?"

„So ungefähr!"

Man durfte Renate sehr bald küssen; aber man konnte weder in ihren Worten noch in ihren Küssen den Herzschlag fühlen.

Einmal fragte er sie ganz zart, ob vielleicht ein schmerzliches Erlebnis ihr Herz gelähmt habe. Renate sah ihn erstaunt an, als hätte er gefragt, ob sie falschen Schmuck trage.

Fünf Monate. Nun war sie seiner müde geworden. „Sie erschweren sich und anderen das Leben, Heino." — —

Jetzt sitzt er im Zuge. Er glaubt sich geborgen, aber er ist es nicht. Vor der Verzweiflung kann man sich nicht bergen. Der Zug rollt. In allen Geräuschen ist Renates Stimme. In seinem Koffer oben ist der kleine Revolver. Wenn jetzt niemand im Abteil wäre. Heino hebt den Blick. In der anderen Wagenecke sitzt eine Dame. Sehr still und ganz in Grau. Er hat sie bisher kaum bemerkt. Sie liest. Als er sie ansieht, hebt sie die Augen, als sei sie gerufen worden. Klare, weiche Blicke. So hat Renate nicht einmal unter seinem Kusse geschaut. Heino kennt das Buch, das sie liest, erkennt die Farbe des Einbandes, sieht zwischen den zarten Fingerspitzen einige Buchstaben des Titels. Einmal hat er Renate dieses Buch gebracht. Sie wollte es nie lesen. Er hatte gehofft, daß sie durch dieses Buch ihn besser verstehen würde, denn es war ein Buch, das so vieles von dem enthielt, was zwischen Renate und ihm war. Sie hatte keine Zeit für Bücher. Sie hatte Sport, Flirt, Gymnastik. Es ist vielleicht gut, wenn eine Frau ohne Sentimentalitäten ist, und doch — wie oft! — gestehen wir es nur, verlangen und erwarten wir von denen, die wir lieben, eine Spur Sentimentalität, ohne die ja jede Liebe undenkbar ist.

Heino schließt wieder die Augen. Lange rollt der Zug. Als Heino aufblickt, sieht er, daß die fremde Reisegefährtin ihn ansieht. Wieder oder noch immer? Unter ihrem Blick überkommt ihn ein Gefühl, demjenigen ähnlich, das uns zu unserer Mutter hinzieht, um einen Schmerz bei ihr auszuweinen. Heino beugt sich leicht vor.

„Vergleichen Sie mich mit dem Mann in diesem Buche?"

Sie klappt das Buch zu, als hätte er sie bei einem Diebstahl erwischt. Sie ist süß, traurig und ihm so eigen vertraut, wie sie dort hilflos aus ihrer Ecke herauslächelt. Sie hat nicht diese fatale Sicherheit der Damen von Welt und scheint doch zu ihnen zu gehören. Sie hat noch nicht geantwortet, und Heino möchte so gerne ihre Stimme hören.

„Nicht wahr, ein schönes Buch?" fragt er.

„Ja."

Wie schön sie den Vokal ausspricht! So weich; ihre Stimme streichelt. Diese Stimme muß hinreißend sein, wenn sie Worte der Liebe sagt. Er schaut auf ihre Hände, die ohne Ringe sind.

„Wir könnten jetzt — da wir wohl beide aus derselben Stadt kommen — über gemeinsame Bekannte, über die letzten Theaterstücke oder Konzerte sprechen", sagt Heino, „aber, bitte, setzen wir uns — einmal im Leben — über Konventionelles hinweg. Es ist etwas sehr Anmaßendes, was ich von Ihnen verlangen will: ein Rat! Ihre Stimme ist so unendlich gut. Was tut es, daß wir uns noch nicht näher kennen! Darf ich erzählen?"

In ihrem Gesicht ist ein gutes Lächeln. „Erzählen Sie!"

Heino erzählt dieser fremden Frau alles von Renate. „Und jetzt raten Sie mir", schließt er, „soll ich zurück? Soll ich das verzweifelte Werben um ihre Seele noch einmal aufnehmen? Raten Sie mir als Frau!"

„Wollen Sie verbluten? Wollen Sie aus Dornen Rosen hervorzaubern?"

„Sie haben recht." Heino sieht sie aufmerksam an. „Jetzt weiß ich, was Renate fehlt: Mütterlichkeit. Eine mütterlich empfindende Frau wird immer eher der Liebe als dem Flirt verfallen!"

Die Frau in ihrer Ecke schweigt. Dämmer kommt und Dunkelheit. Die Lampe flammt auf. Und Heino spricht, spricht sich alles von der Seele, sagt alles, was Renate nie verstanden hat und was diese Frau dort still in sich aufnimmt.

„Ich bin tausend Wege zu Renate gegangen. Ich habe es so und so versucht. Nie habe ich ihr Herz gefunden. Nie konnte ich zu ihr so sprechen, wie ich jetzt mit Ihnen spreche. Ihr Nichtmitfühlen legte sich einem schwer aufs Herz. Sport und Küssen. Das war alles. Eine Frau, die ein stummes Herz hat, weiß auch nur wenige Worte der Liebe für uns. Sie haben alles, was Renate hatte, und Sie haben mehr als sie!"

Er sieht, daß sie befangen nach ihrem Gepäck blickt.

„O, Sie müssen schon aussteigen? Verzeihen Sie, ich bin so kopfscheu heute! Ich hätte mich längst vorstellen sollen!" Er sagte seinen Namen. Sie nickt und nennt ihren Familiennamen, der den besten Kreisen angehört. Heino küßt ihre Hand und lächelt ihr bittend in die Augen.

„Ich habe die Reise mit einem Schmerz angetreten. Nicht wahr, ich muß sie nicht mit zwei Schmerzen fortsetzen? Ich darf mit Ihnen aussteigen? Sie werden gütig sein und in den nächsten Tagen ein wenig Zeit für mich haben? Ja?"

„Ja", sagte sie weich.

„Und Ihr Vorname?" flüsterte er, die Lippen dicht über ihren Händen.

„Renate."

„Auch Renate — und doch ganz anders!" sagt er und lächelt. „Welch schweren Umweg mußte ich zu Renate gehen!"

Das Jahr des Lebens.

Skizze von Siegfried Bergengruen.

Der Konzertmeister Anton Karl Meier trat langsam aus dem Untersuchungszimmer der Charitee auf den hellgetünchten, mit schwarz-weißen Fliesenquadraten ausgelegten Gang hinaus. Eine Bahre wurde an ihm vorüber getragen, auf der ein mit weißen Tüchern zugedecktes jodoformduftendes Etwas dünn und reglos ausgestreckt lag. Die Schritte der Träger knallten unbarmherzig in die Leere des langen Steinschlauches. Zwei herausfordernd gesund aussehende Schwestern kugelten emsig hinterher. Ihre blauen Gewänder leuchteten grell auf, wenn sie an einem der mit Mullgardinen verhängten Fenstern vorüber kamen, durch die eine gütige Frühlingssonne goldblitzende Lichtspeere bis in das Innere dieses riesenhaften, kalten Leidenshauses schoß.

Anton Karl Meier beobachtete das, während er den Gang in entgegengesetzter Richtung hinabstrebte, und konnte sich einer bitteren, beklemmenden Empfindung nicht erwehren. Es war ihm, als habe er soeben sich selbst gesehen, — sich selbst, dessen abgezehrtes Skelett man über ein Jahr ebenso wie diesen armen Teufel durch weiße Lappen den Blicken der Umwelt entziehen würde, damit sich die liebe Mitmenschheit nicht durch sein abstoßendes Äußere in Verlegenheit und Unmut versetzt zu fühlen brauchte. Ja, über ein Jahr! Denn vor wenigen Minuten hatte ihm der verantwortliche Arzt, eine berühmte Kapazität auf dem Gebiete der Lungenheilkunde, mitgeteilt, daß er ihm, dem Konzertmeister Meier, nach den sich aus dem Röntgenbild ergebenden Schlüssen nur noch eine Lebensdauer von höchstens zwölf Monaten in Aussicht stellen könne. Nach diesem, trotz aller mimischen Teilnahme, im Grunde genommen doch recht gleichgültig klingenden Bescheid ward der Todeskandidat mit einem leichten, gönnerhaften Schulterklaps in sein letztes Lebensjahr entlassen, und „der Nächste!" — ein schmalbrüstig und verschüchtert aussehendes Individuum, das, wie der Konzertmeister im Hinausgehen feststellte, ebenfalls unter dem seltenen Namen Meier zu segeln gezwungen war, an die Stätte der Entscheidungen befohlen.

Der Konzertmeister durchschritt das Portal und trat ins Freie. Im ersten Augenblick war er betäubt von dem Überfluß an Farbe, Sonne und Luft, der ihm entgegenflutete und mit dem violetten Dämmerlicht und säuerlichen Jodoformgeruch in den Gängen und Sälen des Spitals nicht in Einklang zu bringen war. Dann aber plötzlich, als sei ein dunkler, unheilvoller Schatten von ihm gewichen, erfaßte ihn eine unbändige, fast kindische Freude am Leben. Ein Jahr, schrie es in ihm, das ist eine gewaltige Zeit! Dreihundert-fünf-und-sechzig lange, reiche, wunderbare Tage! Was ließ sich in ihnen alles gestalten, ergründen, auskosten, erringen! Nur wenn man seine Kräfte an leere Alltäglichkeiten verzettelte, war das Leben kurz und belanglos! Er aber wollte schaffen, schaffen!! Und dadurch — leben! Nicht heute nur, morgen und übermorgen. Nein — ewig! War er nicht Künstler? Erfüllte ihn nicht ein Meer von Tönen und Harmonien, die sich zu himmelstürmenden Klangbildern auftürmten, schier seine Brust zu sprengen drohten, dieselbe arme, enge Brust, in der nun nach der Behauptung des verantwortlichen Arztes der Tod nistete. Und wenn auch der Tod kam, dann sollte er ruhig diesen elenden, gebrechlichen Leib auslöschen, aber das Werk, in dem die Seele des Leibes weiterlebte, sollte bestehen bleiben — unsterblich!

Er stürmte durch den Vorgarten hinaus auf die Straße, warf sich in das brausende Gequirl des Verkehrs, sprang in ein Automobil, jagte heim, stürzte erfüllt von klingenden Ideen ans Klavier und schrieb und spielte und schrieb wieder, und lachte und weinte vor inbrünstiger, grenzenloser Freude am Schaffen, an der Kunst, am Leben und der ganzen wunderbaren Welt! Es war ihm, als sei ein brennendes Feuer über ihn gekommen, eine an Wahnsinn grenzende Lust, seine Kräfte zu vergeuden zugunsten des machtvoll aufstrebenden Werks, dessen Bau vollendet sein mußte, bevor der Tod seinem Treiben Einhalt gebot.

In jenen Tagen stieg der Stern seines Ruhms so schnell und leuchtend auf, daß es Menschen gab, die sich vor seinem Glück zu fürchten begannen, seinen Übereifer zu dämpfen suchten und einen plötzlichen Rückschlag prophezeiten. Er aber lachte ihnen ins Gesicht, denn sie wußten nicht, was ihn trieb, sie ahnten nicht, daß er sein Leben nur nach Monaten rechnen durfte und daß er diese Zeit ausschöpfen mußte bis zum letzten Tropfen, um seinen Weg zu vollenden.

Als der Frühling wieder ins Land zog, fiel es ihm eines Morgens, als die Sonnenstrahlen grell durch die Gardinen leuchteten, ein, daß nun eigentlich das Jahr des Lebens erfüllt sein mußte. Er stand auf, ging an den Spiegel und betrachtete sein Gesicht. Es war bleich und schmal geworden, und zeigte dunkle Ringe unter den Augen, aber dem Antlitz eines Sterbenden sah es trotzdem nicht ähnlich. Er beschloß, sich Gewißheit zu verschaffen und fuhr in die Charitee.

Man empfing ihn zuvorkommend, führte ihn in ein separates Wartezimmer und sorgte dafür, daß er binnen wenigen Minuten vor dem Arzt stand, der vor Jahresfrist das Todesurteil über ihn gesprochen hatte. Auch jener erging sich in Liebenswürdigkeiten, erklärte es nicht glauben zu können, daß er dem großen Künstler jemals eine so vernichtende Diagnose gestellt habe, horchte und klopfte, schüttelte das kahle Haupt, ließ sich ein dickes Buch bringen, in dem er lange und stirnrunzelnd las, verschwand dann für eine gute Viertelstunde und kehrte schließlich mit dem Bescheid wieder, daß er vor einem Wunder stände. Entweder sei Herr Musikdirektor ein medizinisches Phänomen, das es fertig gebracht habe, eine völlig kranke, aufgezehrte Lunge im Laufe eines kurzen Jahres absolut gesunden zu lassen, oder aber es sei bedauerlicherweise ein Versehen vorgekommen, indem man ihm eine Diagnose gestellt habe, die eigentlich einem ganz anderen galt. — —

Am selben Nachmittag hielt ein Auto vor dem Armenfriedhof der Stadt. Ihm entstieg ein eleganter Herr, der einen Kranz sehr schöner Rosen mit sich brachte und das Grab des vor zweieinhalb Monaten verstorbenen Siechenhäuslers Willy Meier zu sehen wünschte. Auf dem Rückwege wagte der Totengräber sich submissest danach zu erkundigen, in welchen Beziehungen der feine Herr zu dem Toten, der zeitlebens ein Hungerleider gewesen sei, gestanden habe.

„Das will ich Ihnen gern sagen", antwortete der Fremde und sah dem Frager bedeutungsvoll in die Augen. „Jener Tote ist eigentlich für mich gestorben! Von rechtswegen müßte ich in dem Grabe liegen, in dem er nun seit einer geraumen Weile ruht. Und außerdem, er hat mir eine Erkenntnis vermittelt, die fast noch wertvoller ist als mein Weiterleben. Diese Erkenntnis lautet: Man sollte immer so leben, als ob man bald sterben würde . . .! Verstehen Sie . . .?"

Er nickte dem verdutzten Manne freundlich zu, stieg in seinen Wagen und fuhr ab. Der also Belehrte aber stand noch lange auf demselben Fleck und dachte angestrengt darüber nach, was wohl der fremde Herr gemeint haben mochte. Schließlich schüttelte er den Kopf und machte sich wieder an seine Arbeit. Für ihn, den Totengräber, war diese unheimliche Weltanschauung sicher nicht geschaffen . . .



Bunte Chronik



*** Die sechsjährige Schachpartie und ihre Telegrammspesen.** Die längste Schachpartie, die jemals ausgetragen wurde, fand kürzlich ihr Ende. Vor sechs Jahren kamen ein Australier aus Adelaide und ein Newyorker überein, eine briefliche Schachpartie zu spielen. Der Amerikaner eröffnete den Kampf durch einen Brief, der nach einigen Wochen erst dem Partner seinen Zug mitteilte. Nach fünf Jahren war das Spiel noch derartig wenig entwickelt, daß die beiden Partner die Unmöglichkeit einsahen, den Kampf noch zu ihren Lebzeiten zu beenden. Sie einigten sich deshalb, einander jeden Zug telegraphisch mitzuteilen. Der Verlierende sollte die Telegrammkosten tragen. Aber auch dann noch nahm die Beendigung des Spiels ein volles Jahr in Anspruch. Schließlich ging der Australier als Sieger hervor, und der Amerikaner bezahlte seine Niederlage und das Vergnügen der originellen Partie mit 25 000 Mark für Telegrammspesen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg